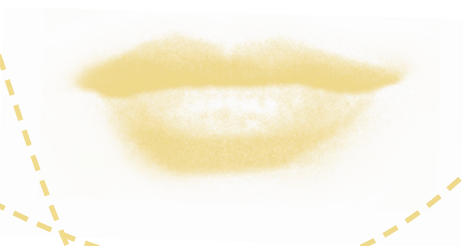


Jorge Barón Biza

Die Wüste
und ihr Samen



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1506 der Bibliothek Suhrkamp

Jorge Barón Biza
Die Wüste und ihr Samen

Roman

Aus dem Spanischen
von Frank Wegner

Mit einem Nachwort
von Alan Pauls

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
El desierto y su semilla bei Ediciones Simurg, Buenos Aires.

Erste Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

© Eterna Cadencia SRL, 2013

© Nachwort: Alan Pauls 2012

© der deutschen Übersetzung des Nachworts Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus

Umschlagillustration: Oliver Munday

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22506-6

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Die Wüste und ihr Samen

*Für Dr. Sylvia Bermann
und meine Tante mit dem Namen einer Tante,
María Luisa Pando de Sabbattini*

DU BIST HIER WEGEN DIR streichle diesen Gedanken
aus Fleisch wie die Freiheit in der Dünung der Dunkelheiten
verbrenne ihn nicht mit dem Hauch von Nostalgie
die reisenden Lüste das Rätsel der Aufsässigkeit
sie blitzen auf und warten nicht und geben dir was du dich traust
dass du den alten Wunden nicht erliegst.

Du bist hier unter Brüdern die dir antworten
kaum hörbar und auf Seiten
die die Fülle der Stille entblättern
ihre Schönheiten schützen jede Regung deiner Lider
ihre Not ist das bewundernswert eigene Geheimnis
entziffere es mit diesen Lippen die eine dunkle Linie trennt
dem Lichtstrahl des Sinnlichen der Entladung in die Glieder
sie läutern dein Los verwüsten deinen neu entstandenen Ort
in dem Raum ohne Trost bist du der höchste Gast.

[1985]

Federico Gorbea

I

Noch unmittelbar nach der Attacke bot Eligias Gesicht einen rosigen und ebenmäßigen Anblick, dann aber begann sich zusehends das Muskelgewebe zu kräuseln, das trotz ihrer siebenundvierzig Jahre und einer früheren Schönheitsoperation, mit der ihre jugendliche Nase zur Stupsnasigkeit verkürzt worden war, ausgesprochen sanfte Konturen gezeigt hatte. Dieser gezielte kleine Eingriff damals, der ihrer Starrköpfigkeit mehr als drei Jahrzehnte lang den aufgesetzten Ausdruck von Verwegenheit verliehen hatte, wurde zu einem Symbol des Widerstandes gegen die großen Veränderungen, die jetzt die Säure bewirkte. Ihre Lippen, die Fältchen um die Augen und das Profil der Wangen verwandelten sich in einer funktionswidrigen Kadenz: Rundungen entstanden, wo es früher keine gegeben hatte, und sie korrespondierten mit dem Verschwinden einer Kontur, die bislang ein unverwechselbares Merkmal ihrer Identität gewesen war.

Eligias arglos sinnliches Gesicht nahm Abschied von seinen Formen und Farben. Unter ihren ursprünglichen Zügen entstand ein neues Gebilde: nicht ein geschlechtsloses Gesicht, wie Arón es gewollt hatte, sondern eine neue Wirklichkeit, von der Verpflichtung entbunden, einem Gesicht zu ähneln. Eine andere Schöpfung trat in Kraft, ein System, das unbekannten Gesetzen gehorchte.

Wer sie im August, September, Oktober und November des Jahres 1964 täglich sah, musste den Eindruck gewinnen, dass

sich die Materie ihres Gesichts vom Willen seiner Trägerin vollständig emanzipiert hatte, dass es sich in beliebig neue Formen verwandeln, in die vielen Schattierungen dramatischer Sonnenuntergänge verfärben und in alle Richtungen davon tanzen konnte, während im Zentrum ihre kokette Nase als der einzige künstliche Bestandteil des ursprünglichen Gesichts die Stellung hielt.

Es war eine bewegte und buntscheckige Phase des Fleisches, eine Zeit der Eigenmächtigkeiten, in der die von jeder Form gelösten Farben an die verschwommenen Passagen erinnerten, die Filmemacher einschieben, um das Unbewusste seinem stupidesten und naivsten Verständnis entsprechend zu veranschaulichen. Diese Farben ließen alle Kultur hinter sich und verhöhnten jeden medizinischen Versuch, der sie auf ein wie auch immer geartetes Ordnungsprinzip hätte zurückführen wollen.

Während der Fahrt von Aróns Wohnung in die Klinik – im Wagen des Anwalts, der uns vor dem Treffen versichert hatte, es könne nichts Schlimmes passieren – riss Eligia sich die durchnässte, brennende Kleidung vom Leib. Die Reflexionen der Neonlichter huschten über ihren Körper. In der Straße mit den Kinos mussten wir an einer Ampel halten, wo eine Menschenmenge trotz unseres Hupens in aller Ruhe die Fahrbahn überquerte. Vereinzelt glotzten Leute in den Wagen, unsicher, ob bei uns erotische oder sinistre Dinge im Gange waren. Das flackernde, flirrende Licht fiel in kalten Akkorden auf das Blech des Wagens und auf Eligias Körper. Im Kino an der Ecke lief *Irma la Douce*, das riesige Porträt Shirley MacLaines umrahmt von roten und violetten Blumengirlanden: Shirley im knappen Röckchen – wie sie damals nur die

Prostituierten trugen –, mit baumelndem Handtäschchen am Arm.

Eligia schrie nicht. Sie riss sich die Kleidung herunter und stöhnte leise. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte gebrüllt, vielleicht hätten dann einige Fußgänger aufgehört, so dumm oder lüstern zu grinsen, und uns durchgelassen. Aber Eligia stöhnte bloß mit geschlossenem Mund, riss sich die säuregetränkte Kleidung vom Leib und verätzte sich dabei auch die Handflächen, die zu den wenigen von der tückischen Flüssigkeit verschont gebliebenen Körperpartien gehörten. Mit den Handrücken hatte sie einiges von der Säure abwehren können, die Arón ihr in die Augen zu kippen versuchte – er wollte, dass sie erblindete und sein Bild sich ihr als letzter Eindruck einprägte –, eine blitzschnelle Verteidigungsgeste, in der sich die argwöhnische Unruhe verriet, mit der sie an dem Termin teilgenommen hatte; doch unterwegs in die Notaufnahme verätzte sie sich mit ihrem feurigen Striptease auch die anfangs nicht betroffenen Handflächen.

Ich kannte sie damals nicht besonders gut, empfand aber immer eine eigenartige Zärtlichkeit, für sie, die so engagiert war, so fleißig, mit ihrer schlichten Kleidung, ihrer ganzen Pädagogik. Sie trug schon immer kurze Haare, zum Zeichen, dass sie eine moderne Frau war, und um ihr kräftiges Kinn und die vollen Lippen zur Geltung zu bringen. Stets hatte sie einen Hauch Rouge aufgetragen, der die Sinnlichkeit ihres Mundes vertuschte. In ihrem ursprünglichen Gesicht gingen schwere Lider über ihren Augen nieder, ihr Blick aber war wach und voller Lebendigkeit. Sie war immer stolz auf ihre hohe Stirn gewesen und versuchte, sie durch ihre Frisur noch mehr zu betonen.

Ihr Gesicht war der Ort, wo sich ihre Geschichte, das Blut der Presotto – arme italienische Einwanderer –, ihr hartnäckiger Glaube an die Vernunft und ihre Wissbegierde am deutlichsten abzeichneten. Doch diese Konstanten ihres Gesichts waren eben dabei sich aufzulösen.

Wir waren beide wortkarg. Meine Kindheit hindurch stand alltags die polnische Hauslehrerin zwischen uns. Eligia war anderweitig beschäftigt, mit ihrer Forschung und der Politik. Aber in meiner Jugend wurde mir klar, dass nicht alle Versäumnisse der Hauslehrerin angelastet werden konnten. Als wir im Exil in Montevideo lebten und ich auf ein deutsches Internat ging, war Eligia ja schon nicht mehr bei uns. An den Wochenenden kam sie mich gelegentlich besuchen, und die Fragen, die ich ihr dann stellte, blieben in der Schwebel. Sie hörte mir zwar zu, lächelte schwach oder wandte mir sogar den Kopf zu, aber sie antwortete nicht oder nur das Nötigste oder mit einer Gegenfrage: »Warum magst du denn keine Geisteswissenschaften?«, »Lernst du hier Latein?« oder »Ich weiß nicht«. Ich empfing diese Antworten wie unfertige Figuren, als würde etwas zwischen uns unvollständig bleiben.

Mit vierzehn Jahren kehrte ich aus Montevideo nach Argentinien zurück. Mit achtzehn, als Eligia und Arón sich ein weiteres Mal trennten, beschloss ich, bei Arón in der Hauptstadt zu bleiben. Sie dagegen folgte einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Geschichte der Pädagogik in Córdoba, der Provinz, aus der sie stammte, und von da an sahen wir uns nur noch in großen Abständen.

Sie saß auf dem Beifahrersitz, stöhnte, ohne zu schreien, und das war nicht meine Schuld: Ich hatte sie gewarnt, dass Arón sich in den letzten Jahren, in denen er mit mir zusammenlebte und länger von ihr getrennt war als während ihrer früheren Trennungen, in ein gefährliches Wesen verwandelt hatte.

Ich beugte mich über ihre linke Schulter und tupfte ihr mit meinem Taschentuch ein paar Tropfen Schweiß oder Säure ab, und der Stoff färbte sich gelb, als sei die Baumwolle zu Seide geworden. Die Schatten der Nacht verbargen diese Hälfte ihres Gesichts mit einem dunkelvioletten Schleier, in dem das Weiß ihres Auges glomm, das durch die Windschutzscheibe nach einem Ziel dieser schmerzvollen Reise Ausschau hielt. Als ich mich in meinen Sitz zurückfallen ließ, konnte ich im Rückspiegel von ihrem Gesicht nur das dunkel umschattete, auf einen fernen Punkt gerichtete Weiß ihres Auges sehen, auf dessen unterem Lid eine leuchtend purpurfarbene Quaste blühte, wie in einem Trickfilm, wo auf groteske Weise ein übernachtigtes Tierchen dargestellt werden soll. Die übrigen Regionen ihres Gesichts waren ein Geheimnis, das in der Dunkelheit schwelte.

Nach einigen angespannten Momenten beugte ich mich wieder zu ihr vor, diesmal über ihre rechte Schulter. So konnte ich die andere, vom Kinovordach herab beschienene Hälfte ihres Gesichts betrachten, die sich wegen der Lichtwechsel deutlich von der im Schatten liegenden Hälfte abhob. Auch das dem Neonlicht ausgesetzte Auge wirkte starr und auf ein fernes Ziel gerichtet. Ich flüsterte ihr zu: »Wir sind gleich da!«, obwohl weder sie noch ich den Anwalt am Steuer gefragt hatten, wohin wir eigentlich fahren. Auf ihrer Wange bemerkte ich ein pastoses Gelb und einen zweiten Fleck derselben Farbe zwischen ihren Augenbrauen, der bis an den Rand der Dun-

kelheit reichte und sich vermutlich auf der anderen Gesichtshälfte weiter ausbreitete. Die übrige vom Licht beschienene Gesichtshälfte bestand aus scharf gegeneinander abgesetzten Purpurtönen.

Ich stieg aus, um die Menge zu vertreiben. Was mir nicht gelang. Als ich durch die Windschutzscheibe ins Wageninnere schaute, ergab sich mir das erste vollständige Bild von Eligias Verwandlung. Die beiden Gesichtshälften fügten sich zusammen: gedämpftes Violett auf der einen Seite, schrilles Gelb und Purpur auf der anderen. Und ich sah die beiden weit offenen, von brandiger Entzündung umringten Augen. Was ich zuvor aus den jeweils unvollständigen Perspektiven ebenfalls nicht in Gänze hatte würdigen können, war ihr Mund gewesen, der sich in der dunklen wie in der hellen Region magentarot verfärbt hatte; durch einen merkwürdigen Effekt hatte die Grenze zwischen der hellen und der dunklen Hälfte über die Lippen keine Macht. Das Magentarot des Mundes drang mit der gleichen Intensität in die violette Region vor, wie es aus der polychromen Region hervorstach, und die Lippen schienen aus sich selbst heraus zu leuchten. Seiner Breite und Röte wegen erinnerte ihr Mund, obwohl er unbeweglich blieb, an den eines Clowns.

In der Klinik bekam sie ein Beruhigungsmittel und hörte auf zu stöhnen. Sie wurde in die Notaufnahme gebracht, ich auf einen Whisky in die kleine, sterile Cafeteria geschickt. Als ich den dritten bestellte, wurde ich schief angeschaut, statt dass man sich über gute Kundschaft freute; die weiteren trank ich dann in der Bar an der Ecke. Man findet in der Nähe großer Kliniken immer irgendwelche Bars, die eine Art Demarkationslinie zwischen den Desinfektionsmitteln und dem Trubel markieren; Grenzbezirke, in denen wir den Schrecken des Le-

bens, die uns bis zu diesem Punkt getrieben haben, diejenigen entgegensetzen, die wir selbst entschlossen kultiviert haben. Das alles begriff ich später.

Vier Monate lang ging ich mehrmals täglich in diese Bar, aber nie kam ich mit irgendwem ins Gespräch. Mir gelang in diesen einhundertzwanzig Tagen kein einziger Vorstoß bei irgendeiner der Krankenschwestern oder Putzfrauen, die sich dort mit ihren Freunden trafen, um dem Klinikalltag zu entfliehen. Schwer zu sagen, ob die Leute nicht mit mir reden wollten, weil neuerdings ein Schatten auf meiner Persönlichkeit lag, oder weil ich selbst diesen Ort ablehnte, an dem Ärzte und Krankenschwestern sich küssten, nachdem sie das Leichentuch über ein Gesicht gezogen hatten.

Nach zwei Stunden nahm ich meine Krankenwache wieder auf. Eligia döste mit einem Ausdruck von Fassungslosigkeit. Hin und wieder entfuhr ihr ein tiefes Röcheln, unwillkürlich, ihrer selbst müde. Ich fragte, ob sie etwas bräuchte. »Nichts. Pass auf dich auf«, seufzte sie.

Arón erwähnte sie mit keinem Wort. Die Verätzungen verdunkelten sich zu einem herrschaftlichen Purpur, große zentrale Flächen, in denen sich eine Materie gravitatisch verdichtete. Jenseits des Purpurs umlief ein blasses Gelb die Ränder der Flecken, zaghaft angesichts der imponierenden Farbe im Zentrum. Der Schmerz machte sich wichtig, um in Eligias Körper seine Autonomie durchzusetzen, so wie in besseren Zeiten auch die Lust ihre Unabhängigkeit eingefordert haben dürfte. Aber während die Lust lässig und klar in ihrem Körper agiert hatte, kam der Schmerz plump daher und konnte oder wollte die gesunden von den verbrannten Stellen nicht deutlich trennen: Er vermischte das Unversehrte mit dem Verwun-

deten, um mit dieser Verwirrung die Schäden, die er angerichtet hatte, deutlicher zur Schau zu stellen.

Am nächsten Morgen, wir hatten uns bereits in einem Zimmer des Sanatoriums eingerichtet, sagte mir ein Angehöriger der Familie, die Polizei habe die Tür zu Aróns Wohnung aufgebrochen und ihn mit einer Kugel im Kopf vorgefunden.

»Besser so! Er war kein Typ fürs Gefängnis«, erklärte er.

»Trotzdem hat er ja öfters gegessen.«

Ich war der Einzige, der mit Arón während seiner letzten Jahre zusammengelebt hatte, und ich wusste, dass dieses Ende unvermeidlich war. Seine immer übleren Gewaltausbrüche waren mir zuwider, ebenso seine Romane, die ich kitschig fand – ich hatte nicht mal versucht, den letzten zu lesen, an dem er bis kurz vor seinem Selbstmord geschrieben hatte –, aber sein Kampfesmut nötigte mir doch eine gewisse Bewunderung ab, seine Bereitschaft, jederzeit alles aufs Spiel zu setzen, sogar das eigene Leben. Alle sprachen ehrfürchtig von seiner sprichwörtlichen Tollkühnheit, selbst die, die unter seinem Jähzorn leiden müssen. Als ich erfuhr, dass er sich umgebracht hatte, machte ich ein Gesicht, das der Verneinung vor dem in Treue zu sich selbst gefallenen Krieger entsprach, obwohl ich von seiner Tat entsetzt war. Auch überfiel mich die Frage, die uns immer umtreibt, wenn sich jemand, den wir gut kennen, das Leben nimmt: inwiefern und auf welche Weise wir als Komplizen gewirkt hatten. Augenblicklich zwang ich mich, mir die Sorge aus dem Kopf zu schlagen, ahnte ich doch die von dem Beispiel ausgehende Bedrohung, die schlichte und schlichtende Idee einer weiteren, alles ins Lot bringenden Kugel.

Nicht ich: Als ich zu Arón zog, lernte ich ihn besser kennen als in den vorangegangenen Jahren mit ihren ständigen Orts-

wechseln, den Versöhnungen und neuerlichen Entfremdungen der Eheleute. In unseren vier letzten gemeinsamen Jahren war es von Tag zu Tag schlimmer geworden. Meine Verachtung wurde immer größer, bewegte sich aber auf einem Grund ständigen Staunens. Ich beschloss, mich in Opposition zu ihm neu zu erfinden, das genaue Gegenteil von ihm zu sein: keine Gewalt, kein Ressentiment, keine Wut. Und da ich mich nicht für einen Heiligen hielt, übte ich mich schon früh in Gleichgültigkeit.

Nach dem Besuch des Verwandten betrat der Chefarzt unser Zimmer. Er wirkte täuschend tatkräftig. Er nahm auf einem Stuhl Platz und sah sich Eligia lange schweigend an, die ihm mit kurzen hoffnungsvollen Blicken antwortete. In seinem gestärkten Kittel mit den aufgestickten Initialen unternahm er zunächst eine passive Begutachtung. Schließlich beluden sich seine Augen mit drängenden Fragen, als wollte er in dieser Landschaft des Schmerzes einen Sinn erkennen, ohne dass es ihm gelang.

»Wie geht es Ihrem Magen?«, fragte er, während er das Formular auf dem hölzernen Klemmbrett überflog, das die Krankenschwester ihm hinhielt.

Unter dem Einfluss des Beruhigungsmittels antwortete Eligia mit teigiger, aber fester Stimme.

»Gut.«

»Das ist wichtig. Man muss gut für den Magen sorgen. Dort bilden sich die Nährstoffe, die den Schaden wiedergutmachen ... Joghurt, reichlich Saft aus frischem Obst und Vitamingergänzungsmittel«, fügte er an die Krankenschwester gewandt hinzu.